

fest definierte Studienprogramme angelegt sein können.

Insbesondere letztere Programme sind sicher geeignet, der vielfach von Studierenden beklagten – zu großen – Offenheit sprach- und kulturwissenschaftlicher Studiengänge abzu- helfen und zu einer Einhaltung der Studienzeiten beizutragen. Desgleichen müssen die bisherigen, so auch von Studierenden gewürdigten Qualitäten sprach- und kulturwissenschaftlicher Studiengänge erhalten bleiben: Forschungsbezug, fachliche Förderung und Förderung der »Schlüsselqualifikationen« wie »Autonomie«, »kritisches Denken«, »intellektuelle Fähigkeiten«. Zusammenhänge zur beruflichen Praxis sind verstärkt aufzuzeigen (*Das Studium der Geisteswissenschaften. Eine Fachmonographie aus studentischer Sicht. Kurzbericht*. Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn 2001; http://www.bmbf.de/pub/das_studium_der_geisteswissenschaften-kurzbericht.pdf). Es ist ein Irrtum, innerhalb der Studiengänge für die Ausbildung bis zur Berufsbefähigung vor allem auf den Import von Anteilen aus anderen Wissenschaften, z. B. der Betriebswirtschaft, zu setzen. Hier müssen bisherige Erfahrungen mit entsprechenden Lehrformen (z. B. Projekte- statt Referateseminare) genutzt werden und die Studierenden zum Transfer von

derartigen Erfahrungen in die Berufspraxis angeleitet werden. Für alle diese Punkte ist ein besseres Zeitmanagement innerhalb der Studiengänge hilfreich.

Eine curriculare Zuspitzung auf Ausschnitte der jeweiligen Disziplinen nach einer höchstens vier Semester umfassenden Grundlagen- ausbildung (fachspezifische Methoden und Inhalte, überfachliche Qualifikationen) empfiehlt sich auch für den BA. Damit darf aber weder eine zu schmale, die Berufschancen vermindern- de Qualifikation angelegt noch der Ausgang in die MA-Studiengänge erschwert werden. Die Polyvalenz der Abschlüsse, die ein Kennzeichen bisheriger Examina in den Sprach- und Geisteswissenschaften darstellt, muß im Interesse der Studierenden, der Flexibilität ihres Angebots auf dem Arbeitsmarkt, erhalten bleiben.

Ziel muß es insgesamt sein, die Absolventen eines BA in die Lage zu versetzen, Methoden und Ergebnisse der Fachwissenschaften beurteilen und in verschiedenen beruflichen Praxisfeldern selbständig anwenden zu können. Dieselbe Qualifikation stellt auch die Zugangsvoraussetzung für einen MA-Studiengang dar. Für Kooperationen zwischen Disziplinen gilt als Selbstverständlichkeit, daß die Standards der Disziplinen (»Wissenschaftlichkeit«) nicht unterschritten werden.

Katharina Krause und Karl Prümm

Kunstgeschichte im Generationengespräch

»Jedes Mitglied der Gesellschaft müssen wir dazu ermutigen, zur Bewahrung und Bereicherung des Erbes der Menschheit aktiv beizutragen. Ob das internationale Jahr des Kulturerbes seine Bedeutung voll erfüllt, hängt davon ab, mehr öffentliches Bewußtsein zu schaffen und größere Wertschätzung für das kulturelle Erbe besonders bei jungen Menschen zu erreichen« (Botschaft des UNESCO-Generalsekretärs zum Jahr des Kulturerbes; *unesco heute online* Ausgabe 4.4.02). Auch viele

Lehrpläne der Schulen verankern die Vermittlung kulturellen Erbes und der Teilhabe an der kulturellen Überlieferung verbindlich. So heißt es im *Lehrplan für das bayerische Gymnasium von 1990* zum Fach Kunsterziehung: »Die Heranwachsenden sollen [...] urteils- und handlungsfähig werden, ein Wertbewußtsein und die Bereitschaft entwickeln, sich für die Erhaltung kultureller Überlieferung wie für die Gestaltung einer humanen Umwelt verantwortlich einzusetzen.«

Und doch gibt es in einer breiteren Öffentlichkeit kaum verlässliche Kenntnisse über die Institutionen, denen Erforschung und Bewahrung von Kunst und materieller Kultur im Geflecht gesellschaftlicher Arbeitsteilung zugewiesen sind. Ebenso wenig besteht eine präzise Vorstellung von dem, was Kunsthistoriker und Kunsthistorikerinnen tun, welches die Konturen des Faches – von Kunstgeschichte und Bildwissenschaft – eigentlich seien. Wer kennt nicht die Fragen, ob es denn da noch etwas zu erforschen gebe, man nicht vielmehr bereits alles wisse; oder das Unverständnis für viele Fragen, die im Fach gestellt werden. Und selbst wenn die eine oder andere Forschungsarbeit vielleicht wirklich die Relevanz von Frage und Ergebnissen nicht begründen kann, bleibt die Beobachtung einer weitgehenden Unkenntnis der Disziplin. Die Vorurteile des »Höhere-Töchter-Studiums« oder des »Orchideenfaches« tun ein übriges. Zugleich aber sind Kultur und Kunst feste Bestandteile von Freizeitkultur und Tourismus; der Buchmarkt bietet viel zu Kunst, Künstlern und Kulturgeschichte. Oft aber sind diese Veranstaltungen und Publikationen seltsam unberührt von den Ergebnissen aktueller Forschungen, aus der Sicht des Faches nicht selten ein Ärgernis. Umso weniger verständlich scheint es, daß Kunstgeschichte und Bildwissenschaften in der gegenwärtigen Bildungsdebatte so wenig präsent sind. Die PISA-Studie hat Kulturkompetenz nicht thematisiert; auch Bildkompetenz wurde nicht überprüft.

Gegenwärtig werden – so darf man wohl ohne Übertreibung sagen – an allen Universitäten die Studiengänge neu konzipiert: sowohl für die akademische Ausbildung als auch für die Lehrerbildung. Dies ist eine einmalige Chance. So wäre zu fragen, ob nicht das Fach – über die ihm obliegende grundständige Ausbildung hinaus – mit dem Selbstbewußtsein, das ihm als zentraler Kulturwissenschaft zusteht, seine Gegenstände und sein Methodenrepertoire in anderen Studiengängen verankert: Kunstgeschichte und historische Bildkunde als Modul

an der Schnittstelle zwischen der Kunstgeschichte und der Geschichte etwa oder Kunstgeschichte und Kulturwissenschaft als fächerübergreifender Modul. Den Ideen sind kaum Grenzen gesetzt: Text und Bild, Bilder und symbolische Kommunikation, Bildgedächtnis, Ordnungen des Wissens und viele mehr. Die eigene Unverzichtbarkeit – von der das Fach zu Recht überzeugt ist – wäre strukturell und kommunikativ sichtbar zu machen. Gleiches gilt für die Lehrpläne an den Schulen. Hier kommt ein Strukturproblem hinzu.

Von Seiten der Kunstgeschichte hat man die schulischen Lehrpläne und die Studienordnungen der Lehrerbildung allzu bereitwillig den Kunstpädagogen überlassen. Sie haben zwar zumeist kunstgeschichtliche Anteile in ihrem Kunstpädagogikstudium absolviert, das Fach Kunstgeschichte, aktuelle Forschungen und Methodendiskussionen aber haben sie in der Regel – so wird man leider nur wenig übertrieben konstatieren müssen – nicht in einer repräsentativen Breite und Tiefe kennengelernt.

Dies führt zu einer kaum hinnehmbaren Entkoppelung der kunsthistorischen und bildwissenschaftlichen Lehrinhalte an den Schulen vom reflektierten Umgang des Faches mit denselben Gegenständen. Dringend muß im Fach Kunstgeschichte eine Diskussion und bildungspolitische Einmischung stattfinden, welche Inhalte und Kompetenzen denn an den Schulen vermittelt werden sollen – um endlich von der unglückseligen Mischung beliebiger Unterrichtsbeispiele und abgenutzter Ikonen der Hochglanzkalender wegzukommen. Auch sind absurde Beispiele Legion, wie der Dreischnitt von vorikonographischer, ikonographischer und ikonologischer Analyse bei Landschaftsskizzen der Expressionisten oder die Behandlung kubistischer Kunst im Unterricht mit einer Altersgruppe, die die räumliche Disposition von Gegenständen und Figuren noch nicht beherrscht, um das Zusammensetzen von Figuren aus geometrischen Grundformen durchzuspielen. Allzu häufig verkommt die

Beschäftigung mit Kunstwerken zum Impuls für kunstpraktische Aufgabenstellungen. In der Schulpraxis sind – aus der Sicht des Faches Kunstgeschichte – offenbar dem widersinnigen Umgang mit Bildern kaum Grenzen gesetzt. Natürlich kann es nicht darum gehen, den Zugang zu historischer und zeitgenössischer Kunst sowie zu alltagskulturellen Bildwelten durch die wissenschaftliche Disziplin zu monopolisieren. Doch sollten – und das ist Konsens in der Lehrerbildung – die Unterrichtsgegenstände und die Methoden verantwortbar sein vor den Standards der Bezugswissenschaft. Da aber – wie erwähnt – anders als etwa in Geschichte oder Deutsch die Kunstlehrerinnen und Kunstlehrer ebenso wie die Professoren für Fachdidaktik kein grund-

ständiges Studium der Bezugswissenschaft absolviert haben, scheint Einmischung der Kunstgeschichte dringend geboten.

Von hier aus – so steht zu hoffen – werden dann auch die Konturen und Leistungen des Faches für die Öffentlichkeit und die Bildungspolitik besser sichtbar. Nachdrücklich wäre daran mitzugestalten, was eigentlich künftigen Generationen vermittelt werden soll. Die Diskussionen der Gedächtnisforschung aufgreifend ließe sich formulieren: Mehr noch als bisher gilt es, neben den Forschungen für das Archiv unserer Kultur für das kulturelle Gedächtnis zu arbeiten: Gegenstände, Fragestellungen und Methoden in kommunikative Prozesse konsequent einzubringen.

Barbara Welzel

»Lasciate ogni speranza...« – Stundenbuch des Francesco da Barberino in Rom versteigert

Die sensationelle Entdeckung eines verschollen geglaubten, hochgepriesenen Stundenbuches aus dem frühen Trecento bei Christie's in Rom hat Ende vergangenen Jahres viel Staub aufgewirbelt: Selbst umfangreiche Präsentationen des kulturhistorisch und künstlerisch hochrangigen Manuskripts in Mailand, Padua und Bologna im Vorfeld der Auktion in Rom führten nicht zu dem erwünschten Erfolg, daß der italienische Staat – womöglich unterstützt durch Sponsoren – das kostbare Stück für eine öffentliche Sammlung erworben hätte. Zu hoch war offenbar die Meßlatte (der Schätzpreis von € 500.000-800.000 wurde noch um einiges überboten), und der Zuschlag ging schließlich an einen Privatsammler: sozusagen »von Privat an Privat«.

Bisher kannte man Francesco da Barberino (1264-1348) vor allem seiner beiden großen literarischen Werke wegen (*Documenti d'amore* und *Reggimento e costumi di donna*).

Von den *Documenti*, einer allegorisch 12 Tugenden zugeordneten Liebesepic, sind jedoch zwei zeitgenössische Manuskripte erhalten, davon eine eigenhändige Version Francescos mit autographen Zeichnungen (Rom, Bibl. Vat., Cod. Barb. 4077) und ein weiteres Exemplar in Rom (Cod. Barb. 4076) mit ausführlichen Randkommentaren Francescos zur Erläuterung der Illustrationen – in diesem Fall 27 aufwendigeren Miniaturen eines anonymen Buchmalers, die ikonographisch auf den Zeichnungen Francescos in Cod. Barb. 4077 basieren (Valeria Nardi, »Le illustrazioni dei *Documenti d'Amore* di Francesco da Barberino«, in: *Ricerche di storia dell'arte* 49 [1993], S. 75-92). Überdies propagierte Francesco in den Randnotizen von Cod. Barb. 4076 die Unverzichtbarkeit des ergänzenden Bildes zum Verständnis des Gedankens und erwähnte dabei mehrfach voller Stolz sein persönliches Stundenbuch, das mit Allegorien